JEan-Paul SARTRE:

DIE WOERTER

(Remmé)

Thomas bachmaites Schneebnopgasse 496 6020 Musbach Dies ist die Rückschau eines berühmten Philosophen und Dichters auf seine Kindheit, auf die äußeren Umstände, unter denen er aufwachsen mußte, und wie sich darunter seine Persönlichkeit und sein Charakter entwickelt haben. Das Werk zeigt in hervorragender Weise die Heranbildung des menschlichen Bewußtseins und erregt Erstaunen, wenn man sieht, in welch jungem Alter bei Sartre diese Entwicklung vor sich ging. Zunächst erklärte er seine beiden Abstammungslinien: Seine Mutter Anne-Marie war die Tochter von Karl Schweitzer, ein Onkel des bekannten Arztes Albert Schweitzer. Sie heiratete den Sohn eines Arztes, jean baptiste Sartre, der aber kurz nach Jean-pauls Geburt am Tropenfieber starb. Dieser Umstand war entscheidend für Jean-Paul. Er lernte die Freiheiten eines vaterlosen Kindes kennen, hatte keine starke Hand, der er gehorchen mußte. Doch wer nie gehorchen muß, lernt auch nicht zu befehlen. Sartre meint dazu: "In meinem ganzen Leben habe ich keinen Befehl erteilen können, ohne dabei lachen zu müssen". Auch seine Mutter verkörperte für ihn nie eine Person, der er gehorchen mußte. Das kam daher, daß nach seines Vaters Tod beide, Anne-Marie und Jean-Paul, bei Karl wohnten, der sich als Herr des Hauses, als Patriarch aufspielte, Beide standen in bezug zum Großvater auf demselben Niveau: "Diese Jungfrau mit Zwangsaufenthalt (- als Witwe hatte sie kaum eine andere Wahl-), die sich allen unterordnen muß ist offensichtlich da, um mich zu bedienen. Ich liebe sie, aber wie könnte ich sie respektieren, wenn niemand sie respektiert In unserem Hause gibt es drei Zimmer: das Zimmer meines Großvaters, das Zimmer meiner Großmutter, das Zimmer der Kinder". Die "Kinder", das sind wir: beide minderjährig und beide ausgehalten". Es konnte sich also kein richtiges Mutter-Sohn Verhältnis zwischen Jean-Paul und Anne-Marie entwickeln. Statt dessen war ihre Beziehung wie eine Freundschaft. "Sie erzählt mir immer hr Unglück, und ich höre ihr mitleidig zu: päterwerde ich sie heiraten, um sie zu beschützen."

Doch in seiner Freiheit wurde Jean-Paul (genannt Poulou) in einer gewissen Weise zum Spielball seiner Umgebung. Sein Großvater, seine Großmutter und Mutter hatten Erwartungen und Vorstellungen, die sie auf ihn lenkten, und er begriff dies im Unterbewußtsein, stellte sich darauf ein indem er sogar versuchte die von ihm erwarteten Verhaltensweisen in verstärktem Maße und noch öfters zu praktizieren. Zum Beispiel baute er Sätze, die weit über sein Alter hinaus gingen". Er vollführte lustige Streiche, die zur Außenseite seiner Großherzigkeit" werden, indem er andere Leute damit erfreute.

"Lebte mein Vater, ich hätte meine Rechte und Pflichten kennengelernt; da er tot ist, kenne ich sie nicht; ich habe kein Recht, denn die Liebe überhäuft mich; ich habe keine Pflicht, denn ich gebe aus Liebe. Nur eine einzige Aufgabe: gefallen. Azles für die Schau."

So spielte Sartre eine Rolle und in dieser Rolle konnte er sich sogar bestätigen: er hate seine ganz bestimmte Aufgabe.
Er würde gebraucht und wat deshalb nicht überflüssig. So bekommt er also als kleines Kind sein erstes Selbstbewußtsein, natürlich mehr auf instinktive Weise. Doch es stellte sich heraus, daß dies nicht seine wahrhaftige Bestimmung war, weil es eben nur Zeremonien waren, denen er gehorchte.

Mit der Zeit lernte Sartre nun die Bücherwelt kennen. Er konnte noch nicht lesen, doch es gefiel ihm, so zu tun, als ob er lese. Irgendein Geheimnis steckte in all den Büchern seines Großvaters, doch noch konnte er es nur erahnen. Er wollte seine eigenen Bücher besitzen, aber es ging nicht. Dem Weinen nahe kam er zur Mutter, die ihm dann vorlas, zuerst Märchen. Doch nicht was sie las, war interessant für ihn, sondern die Art und Weise, wie seine Mutter zu ihm sprach; das bezauberte und gefiel ihm, Dann tauchte er mit ihr inreine Welt ein, die fern lag von allem Anderen. Die Worte und Sätze begannen zu hüpfen, machten sich selbstständig, und es fiel ihm noch schwer, ihnen zu folgen.

Bald wurde er eifersüchtig auf Anne-Marie, begann selber zu lesen, was er auswendig kannte und lernte es so.

"Ich war verrückt vor Freude". Denn nun war die Türe offen in dieses Reich der Stimmen, die sein Großvater und seine Mutter den schwarzen Zeichen entlockten. Karls große Bibliothek wurde sein Paradies, wo er die Welt entdecken konnte. Sie wurde sein ausschließlicher "Spielplatz", wo er Erfahrungen sammelte, ganz im Gegensatz zu den Beschäftigungen seiner Kameraden, die lieber Höhlen gruben und Vogelnester suchten".

Doch Jean-Paul hatte noch Schwiereigkeiten, sich beim Lesen zu konzentrieren. Die "Sätze leistetem ihm Widerstand" und man "mußte ihnen auflauern, um sie dann unbewaffnet zu überraschen". In dieser Zeit wurde Sartre zum Idealist, wovon er erst nach dreißig Jahren wieder loskam, wie er sagt. Denn für ihn hatten die Zeichen, Bilder und Buchstaben mehr Wirklichkeitsgehalt als das, was sie beschrieben. Draußen im Freien befanden sich nur die Entwürfe, die sich mehr oder weniger der Vollkommenheit der Archetypen annäherten".

Diese Vielzahl von Ideen trat nun in einen krassen Gegensatz zur Gerlegtheit und Ruhe der Äußerungen von Erwachsenen. Sie hatten immer eine Lösung parat für alle Probleme. Doch in seinen Büchern wimmelte es nur so von Gedanken, die Jean-Pauls Verständnis überstegen.

Es tauchten nun zwei Probleme auf. Einerseits die Angst, in eine Fabelwelt zu stürzen, worin er sich verirren könnte, und andererseits die Erkenntnis, daß für die Erwachsenen gewisse Dinge in den Büchern standen die er nicht verstehen konnte, daß also diese Fabelwelt doch nicht so gefährlich für ihn sein konnte. Die Unvereinbarkeit dieser beiden Probleme beruhigte ihn, denn so konnte er immer wieder aus seinen Träumen in die Realität zurückkehren, wie sie von den Älteren verstanden wird. Er war so vertieft in den Dschungel von Worten, daß er geradezu erleichtert war (aber auch enttäuscht), wenn seine Mutter ins Zimmer trat und ihn "aufweckte", ihn in die "Familienbanalität" zurückholte. Damit hatte er seine Kindheit wiedererrungen; doch es wurde für ihn immer schwieriger zu ihr zurückzukehren, je mehr unbeantwortete Fragen sich anhäuften.

Das Lesen hatte für Sartre noch eine andere Bedeutung, nämlich jene, daß er den Dingen hamen geben konnte, sie also auf diese Weise im Griff hatte, sie besitzen konnte. Hier sieht man schon die ersten Anfangsgründe für seine Dichterlaufbahn. Lesen war für Jean-Paul soviel wie Tote erwecken(indem er die Bücher aus den Regalen holte und sich mit ihren Helden befaßte). Er zog sie aus dem Nichts, "lebte mit ihnen", und gab sie dem Nichts zurück. Diese Auffassung ist vielleicht eine Vorahnung davon, daß der Mensch gewissermaßen Bezugspunkt für alles Sein sein muß.

Sartre las unermüdlich weiter, sodaß seine Mutter Angst bekam, er könne sich überanstwengen in seiner Leidenschaft. Sie versuchte daraufhin, ihm seine Kindheit zurückzugeben; mit Märchen und anderen Heldengeschichten. In diesen Büchern entdeckte Jean-Paul die Ordnung und Gerechtigkeit der Welt: die Guten siegten, die Bösen verloren, woraus er seinen Optimismus schöpfte.

Jean-Pauls Kinderseele war bis jetzt nur vom Guten bestimmt, doch nun sollte in der Gemeindeschule in Arcachon etwas Unerwartetes hinzutreten. Eines Tages mußte er an der Schulmauer eine schreckliche Beleidigung seines Lehrers lesen, desjenigen Lehrers, den er ganz besonders respektierte und schätzte. Irgendrelche von seinen Schulkameraden hatten des geschrieben, und er konnte nicht umhin, sich mitschuldig zu fühlen. Dies nagte an seiner Seele. Obwohl er am nächsten Morgen seinen Respekt für Monsieur Barrault wiedergefunden hatte, blieb ein kleines Etwas in seiner Seele zurück; er hatte Bekanntschaft mit dem Bösen und dem damit verbundenen Schuldbewußtsein gemacht. Ein zweites Erlebnis erschütterte wieder Sartres Bild von einer wohlgeordneten Welt. Er hatte Privatunterricht bei einer Lehrerin, die ihm oft über ihr Leid klagte, nicht geheiratet zu werden. Der Großvater konnte nur lachen, indem er meinte, sie sei ja auch zu häßlich dazu. Doch Jean-Paul hatte nichts zu lachen. Er verstand, daß man ihn belogen haben müsse, daß sich hinter der Weltordnung eine "unerträgliche Unordnung" verstecken müsse.

Die Welt war eben nicht so vollkommen, wie er glaubte, sondern das Schicksalhafte hatte einen erheblichen Anteil an ihr.

Bald erkannte Jean-Paul auch, daß er ein Schwindler war. Er spielte Theater, er schlüpfte in Rollen, wollte und mußte gefallen, doch er fühlte dabei seine "Substanzlosigkeit". Er versuchte zu entrinnen, doch noch gelang es ihm nicht.

**... Ich kam in die Küche und erklärte, ich wolle den Salat umschwenken; großes Geschrei, helles Gelächter: "Nein Liebling, so nicht! Du mußt mit deiner kleinen Hand ganz festhalten: so ist es richtig! Marie, helfen Sie ihm doch! Aber er macht es prächtig." Ich war ein unechtes Kind, ich hielt eine unechte Salatschüssel; ich spürte, wie sich meine Handlungen in Gebärden verwandelten. Das Theater entzog mich der Welt und den Menschen: Ich sah bloß Rollen und Versatzstücke."

Sartre ist also nicht er selbst und er hat Angst vor seinem Exil in dieser Scheinwelt. Er meint, daß diese Spielerei, die Zeremonien und schließlich seine daraus resultierende Überflüssigkeit daher kommen, daß er keinen Vater gehabt habe, der "seine Launen, sein Unwissen, sein Groll und seine Manien" offen gezeigt hätte, sie vielleicht mit ihm geteilt und erlebt und so seines Sohnes Selbstachtung erzeugt hätte.

Auch konnte sich Sartre damals mit nichts identifizieren, was er sein Eigen nehnen konnte. Er hatte keinen Vater, dessen Betrieb er einmal übernehmen würde. Er hatte nichts, worauf er stolz sein konnte. Er sagt: "Mit einem Wort, ich hatte keine Seele". Auch die Mittelmäßigkeit des ihn umgebenden Milieus bedrückte ihn. Er war nicht reich und auch nicht arm. Er war in keiner Extremlage, die ihn sein Dasein, seine Existenz hätte spüren lassen können. Er war gleichgültig, wurde verhätschelt und kannte weder Begiereden noch Ungestüm.

Jean-Pauls Nutzlosigkeit bewirkte in ihm eine große Angst vor dem Tode. Nicht etwa, weil ihm sein Leben so wertvoll erschien, daß es schrecklich wäre, wenn es verginge, sondern gerade deshalb, weil sein Leben bis dahin so sinnlos war. Der Tod ist doch eine gute Sache, wenn man in diesem irdischen Leben seine Aufgabe erfüllt hat, wenn man gebraucht wurde. Man bekommt ihn dann sozusagen als Belohnung, als Erholung von allen Anstængungen. Doch wie furchtbar ist es, wenn man vergeht, ohne etwas geleistet zu haben.

Die einzige Rettung aus seiner Not wäre der Glaube an Gott gewesen. Er hätte eben sein vom Schicksal gegebenes Leben gelebt, um dann zu erfahren, was Gott eigentlich von ihm wollte. Irgendeine Begründung hätte er sicher bekommen.

Doch er hatte nicht die Freiheit, Gott selbst finden zu dürfen. Im katholischen Glauben erzogen, wurde ihm ein Øberster Chef" vorgesetzt, dem man zu dienen hatte. Er tat es lustlos; seine Seele hatte etwas anderes erwartet.

Einige Jahre verkehrte ich dann noch offiziell mit dem Allmächtigen; auf den privaten Umgang mit ihm hatte ich verzichtet.

Nur ein einziges Mal hatte ich das Gefühl, es gäbe ihn".

Das war folgendermaßen: Er spielte mit Streichhölzern und versengte dabei einen kleinen Teppich. Er bekam ein schlechtes Gewissen, als er es vertuschen wollte. Gott sah ihn; er fühlte es. Doch dann packte ihn die Wut. Er ärgerte sich, daß er ein schlechtes Gewissen bekommen hatte. Er fluchte wie sein Großvater und seither sah ihn Gott nie wieder an."

Das heißt doch, daß Sartre das Böse zu akzeptieren begann, daß er es łächerlich fand, wenn man seine Untaten nicht ertragen konnte. Für ihn gab es seither keine höhere Macht mehr, die zwischen But und Böse unterschied, die strafte und belohnte.

Für Jean-Paul ist das Ganze "die Geschichte einer mißglückten Berufung": "Ich brauchte Gott, man gab ihn mir, ich empfing ihn, ohne zu begreifen, daß ich ihn suchte. Da er im meinem Herzen keine Wurzeln schlug, vegetierte er einige Zeit in mir und starb dann."

Sartres Persönlichkeit begann sich auf eigenartwige Weise zu entfalten. Als ein von allen verehrtes Idol, als Schoßhund der Familie "hing er in der Luft". Er suchte Halt und fand ihn bei sich selbst: "Ich wurde geboren, da ich mich selbst so sehr nötig hatte." Er verglich sich mit einem ohne Fahrkarte und Ausweisen fahrenden Zugsreisenden, der seine Illegalität vor dem Schaffner nicht leugnet, sondern sie offen bekennt.

Doch er mußte ihm immer wieder von neuem beteuern, daß er einen sehr wichtigen Auftrag habe, daß eine Katastrophe für Frankreich eintreten würde, konnte er diesen nicht ausführen. Der Schaffner schweigt.

Das heißt also, Sartre mußte immer wieder nach neuen Rechtfertigungen für seine Existenz suchen. Und zwar bei sich selbst: "Da ich niemandes Sohn war, wurde ich meine eigene Ursache, ein äußerster Fall von Stolz und von Elend; ich war in die Welt gekommen dank dem Schwung, der mich dem Guten entgegentrug... ... Ich fand mich selbst indem ich mich zu mir selbst in Gegensatz stellte. Ich stürzte mich in den Stolz und den Sadismus, anders ausgedrückt: in den Edelmut.... Um der Verlassenheit des Geschöpfes zu entgehen, erschuf ich mir die unwiderrufliche bürgerliche Einsamkeit: die Einsamkeit eines Schöpfers." Er schrieb seine ersten Geschichten, Wiederholungen von schon gelesenen Märchen. Später begann er, sie umzuändern, doch aus den Feen wurden Helden. Er selbst identifizierte sich mit den neu geschaffenen Helden seiner Geschichten, er säuberte die Welt vom Bösen. Doch "er wurde geboren, um zu sterben". Denn sobald das Gute gesiegt hatte, wurde er wieder überflüssig und er mußte neue Bösewichter erschaffen, die es dann zu beseitigen galt. Er lebte also von der dauernden Unordnung, wie sie sich in seinen Märchen darstellte. Er hatte eine Aufgabe gefunden, wenngleich er sie sich künstlich geschaffen hatte. Doch es läßt sich leicht eine Parallele finden zur Wirklichkeit; nämlich daß das Leben ein unaufhörliches Vorwärtsschreiten, eine fortwährende Wiederholung der Daseinsbestätigung ist. Nicht daß Sartre etwa von kriegerischer Natur gewesen wäre: " Es ist nicht meine Schuld, wenn das neugeborene Jahrhundert aus mir einen Mann der Heldenepen gemacht hat." Es war die Schuld des Jahrhunderts. Die Fehler der französischen Nation galt es zu bewältigen (1870). Doch Sartres Kampf entwickel-

Nation galt es zu bewältigen(I870). Doch Sartres Kampf entwickel te sich an ungerechten Einzelfällen, er schuf ein individuelles Heldentum. Durch seinen epischen Idealismus kompensierte Jean-Paul die persönliche Herausforderung, die er als verhätscheltes Kind leider nie erhalten hatte.

Dann kam Sartre auch auf den Geschmack der Kinos, die er mit seiner Mutter besuchte. Die Musik spielte dabei eine entscheidende Rolle. Er identifizierte sich mit den Tragödien der Helden und zu Hause spielte er allein im verdunkelten Zimmer die Helden denrollen nach; unter Chopin- Klavierbegleitung seiner Mutter. Das Böse spielte er nur kurze Zeit, meistens war er der Unbesiegbure, der über alles triumphierte. Doch seine Triumphe vertagte er wie bei seinen nächtlichen Schreibereien, weil er vor dem "toten Danach" Angst hatte.

Dieses Mal spielte er nun bewußt und absichtlich sein Theater. Als verhätscheltes Kind wurden ihm die Rollen aufgezwungen.

Neben der Theaterspielerei entwickelte sich in ihm immer mehr die Neigung zur Schriftstellerei. Der Großvater war dieser Idee gegenüber skeptisch gesinnt und schloß mit ihm einen Kompromiß:

JEan-Paul sollte die Ecole Normal Superieure besuchen und Literaturprofessor werden. Doch gerade weil sich Karl einer reinen Schriftstellerlaufbahn seines Enkels widersetzte, rief er umso mehr dessen Wunsch hervor, ein Dichter zu werden. Im Geheimen widersetzte sich Sartre also den Vorstellungen seines Großvaters, und dessen Widerstand verhinderte eigentlich, daß er ein Industriezeichner oder Literaturprofessor geworden ist. Er wurde von seiner Berufung zum Schriftsteller immer überzeugter.

Doch auf der anderen Seite glaubte er seinem Großvater trotzdem,

Doch auf der anderen Seite glaubte er seinem Großvater trotzden daß er "niemals Sturm und Blitz sein könne, sondern in der Literatur durch Eigenschaften der Häuslichkeit, durch Nettig-keit und Fleiß glänzen werde."

Um sich seine Berufung zum Schriftstekler zu bestätigen, bildete sich Jean-Paul ein, er werde gebraucht, von den Leuten mit Spannung erwartet und nur er könne ihr Bedürfnis mit seinen Werken stillen. Obwohl er durchschaute, daß er sich selbst anschwindelte, "reichten die falschen Erleuchtungen aus", ihn auf seinem Wegezu halten und sein Ziel zu verfolgen.

Und er konnte sich auch nicht ganz und gar anschwindeln, denn in manchen Augenblicken wurde ihm klar, daß er sich seinen Auftrag ganz allein und in völliger Freiheit gegeben hatte und er nicht reine Berufung verkörperte. Diese Einsicht hatte er, weil ihn niemand ermutigte, und keine wirkliche Anforderung vorlag; das beunruhigte ihn. So schwankte er hin und her zwischen Schwindel und Entmutigung.

Nun stellte sich aber die bange Frage, wozu ihn die Menschen brauchten. Diese Frage beantwortete er sich folgendermaßen: Schriftsteller und Künstler müssen die Gattung Mensch der Tier-heit entreißen indem sie über das Schöne und Gute nachdenken und ihre Werke der Menschheit vermachen. So beschloß Sartre,

"für Gott zu schreiben, mit dem Ziel, seine Nachbarn zu retten". Und er wollte nicht durch irgendeine Begabung glänzen, sondern durch die Martern", die er sich selbst auferlegte. Arbeiten im Geheimen und zum Ruhm vorstoßen war damals sein Ziel (wobei er Ruhm gleich dem Tod setzte).

" Ich wollte sterben; das Grauen kühlte kühlte bisweilem meine Ungeduld, aber niemals für lange Zeit".

Für Sartre bedeutete damals sein Wunsch zu schreiben, sich unsterblich zu machen. Mit Humor schrieb er (zu dieser Zeit hatte er den Irrtum längst eingesehen, wie am Ende noch erläutert wird): ...um wiedergeboren zu werden, muß man schreiben, zum Schreiben braucht man ein Gehirn, Jugen, Arme; war die Arbeit beendet, fielen diese Organe in sich zusammen: ungefähr um das Jahr 1955 würde ein Kokon aufplatzen, 25 Schmetterlinge in Buchformat würden davonflattern, mit ihren Seiten schlagen und sich schließlich auf einem Regal der Nationalbibliothek niederlassen. Diese Schmetterlinge wären nichts anderes als ICH." Sartres Angst vor dem Tod spielte dabei auch mit hinein. Er sagte sich nämlich, daß ein Berufener doch erst dann sterben würde, wenn sein Werk vollendet ist. Der, der ihn berufen hatte(wer immer es auch sei), würde ihn vor einem plötzlichen Todesfall bewahren. Sartres Freunden kam es vor, als fürchte er überhaupt nicht seinen Tod, doch sie wußten nicht, daß er dauernd mit ihm lebte. ...ich, ein Toter, gefiel mir nicht: ich fand mich höchst gewöhnlich, noch langweiliger als den großen Corneille, und meine Einzigartigkeit als Subjekt war in meinen Augen nur insofern interessant, als sie den Augenblick vorbereitete, der mich in ein Objekt verwandeln würde."

Sartre betrachtete also das Leben als Vorbereitung auf den Tode und sah sich schon als Toten: mit den Augen der noch ungeborenen Kinder, die einmal über ihn Tränen vergießen würden.

"Der Tod hatte stattgefunden, er war meine Wahrheit; ich wurde mein eigener Nachruf."

Gern hätte Sartre gewußt, ob seine Berufung wahr war. Er wollte sich aus der Sicht nach seinem Tode kennenlernen. Es gelang ihm nicht, er war stets "entweder vor oder hinter der unmöglichen Vision, die sich ihm selbst entdeckt hätte."

Als der Erste Weltkrieg kam, hörte Jean-Paul eine Zeitlang auf zu schreiben, denn er fühlte sich wieder überflüssig, weil sich sein individuelles Heldentum in das allgemeine Heldentum des Krieges verflüchtigt hatte. Man kam ohne ihn aus. Ihm lag nichts an Mannschaftssiegen, wie sie in Kriegen praktiziert werden.

Als Sartre zehn Jahre alt war, kam er in die Vorschule des Lycee Henri IV. Er mußte nun mehr Zeit für Schularbeiten aufwenden und konnte deswegen nicht mehr so häufig schreiben. Dafür fand er nun mehr Interesse an seinen Schulkameraden. In Ihrem Kreise konnte er sich und alles vergessen, miteingeschlossen das "Familientheater", er lebte ausgelassener als zuvor. Er fühlte seine Notwendigkeit (bei ihren Spielen zß.), er war immer der "Mann am rechten Platz". Jean-Paul schwelgte auch nicht mehr so in Ruhmesträumereien und in irgendwelchen Rechtfertigungsgedanken seiner Existenz.

Das dauerte ca. zwei Jahre lang. Die Einbildung, einen Auftrag zu haben, blieb über diese Zeit hinweg nicht nur bestehen, sondern "zwischen dem Sommer 1914 und dem Herbst 1916 ist mein Auftrag zu meinem Charakter geworden, mein Delirium verließ meinen Kopf, um sich in meine Glieder zu ergießen."

Doch es hatte sich etwas verändert. Von nun an lebte er wie von Augenblick zu Augenblick, seiner Ewigkeit stetig näher kommend. Er war wie ein befehlsmäßig abgeschossener Pfeil, der die Zeit durchbohrte und seinem Ziel entgegenstrebte."

Er sagt: "Heiter lebte ich im Zustand der äußersten Eile; stets war ich mir selbst voraus, alles absorbierte mich, nichts hielt mich fest. Welche Erleichterung."

Der Unterschied zu früher bestand darin, daß er sich sein Leben nicht mehr als ein Wechselspiel zwischen Geburt und Tod vorstellte, sondern tatsächlich in diesem Wechselspiel lebte.

Für Sartre bedeutete Schnelligkeit soviel wie Losreißungskraft, die bildlich durch ein Rennboot dargestellt werden kann.

"Im Alter von lo Jahren hatte ich den Eindruck gehabt, mein Vordersteven durchschneide die Gegenwart und reiße mich von ihr los."

Sartre betrachtete sich also wie aus der Ferne als Objekt in seinem "gegenwärtigen" Tun und in seinem Dahineilen. Dieses transzendente Denken ist bemerkenswert und es ermöglichte ihm, sein Werk zu schöpfen und sich zu einer "Manifestation" in dieser Welt zu machen. Dies setzte natürlich voraus, daß die Menschheit nie untergehen würde, weil Sartre ja in ihr mit seinem Lebenswerk weiterleben wollte. Er glaubte einfach daran, daß es so sein würde, und obwohl er diesen Glauben gegen Ende seines Lebens abstreifte, bereitete ihm das kommende Erkalten der Sonne immer wieder Furcht.

Damals half ihm auch die Tatsache, daß die anderen Menschen um ihn herum fast alle an Gott glaubten. Es mußte also etwas da sein, auch wenn er es nicht sah. Diese "Kollektivkraft" flößte ihm Vertrauen ein.

Doch wie gesagt, in seinen letzten lo Jahren erkannte Jean-Paul seine Irrtümer. Nicht um sich zu verewigen und nicht für Gott hatte er geschrieben, sondern einfach als Selbstzweck, weil jegliche Kultur Ausdruck und Spiegel der Menschheit ist, worin sie sich erkennen kann! Er verglich sich wieder mit dem Fahrgast im Zug nach Dijon: Er soll dem Schaffner eine Entschuldigung sagen. Doch Sartre findet keine und will auch keine finden. Das Leben hat keine Erklärung.

"So bleiben wir miteinander im Abteil, voller Unbehagen, bis zur Station Dijon, wo mich, wie ich genau weiß, niemand erwartet." Ein überzeugter Atheist!

Sartre fragte sich manchmal, ob er nicht das Spiel "Wer verliert, gewinnt" spielt. Das heißt, wer die Welt nicht verstanden hat, kann daraus Hoffnung schöpfen. Denn er hat sie vielleicht deshalb nicht verstanden, weil sie von einer übergroßen, nicht begreifbaren göttlichen Macht gelenkt wird. Das ist leider wieder nur ein Glaube, und es gibt für uns kein Entrinnen aus diesem Dilemma. Auf jeden Fall war Sartre dennoch froh, in seinem Wahn gelebt zu haben. Er ermöglichte ihm, sein Leben auf sich zu nehmen und arbeiten zu können.

Er schließt mit den Worten:

"Was bleibt, wenn ich das unmögliche Heil in die Requisitenkammer verbanne? Ein ganzer Mensch, gemacht aus dem Zeug aller Menschen, und der soviel wert ist wie sie alle und soviel wert wie jedermann."

Mornas Backmeister



Martin Walser über Jean-Paul Sartre: "Die Wörter" SPIEGEL

GLÄNZENDE SKRUPEL

Walser

Martin Walser, 37, wurde für eine Erzählung mit dem Preis der Gruppe 47, für seinen Roman "Ehen in Philippsburg" mit dem Hermann-Hesse-Preis, als Dramatiker ("Eiche und Angora") mit dem Gerhart-Hauptmann-Preis ausgezeichnet. Sein Roman "Halbzeit" ist eines der intelligentesten, wenn auch nicht erfolgreichsten Werke junger deutscher Literatur.

V om Gerücht präpariert, machte ich mich gefaßt auf eine "kalte", weil doch "intellektuelle" Abrechnung eines großen Schriftstellers mit seiner Vergangenheit, noch schlimmer: mit seiner Herkunft. Und weil der Schriftsteller Sartre heißt, mußte ich mich gefaßt machen auf eine Kritik der bürgerlichen Familie im Lichte marxistischer oder e entialistischer Vernunft. Immerhin, dachte ich. Vielleicht dachte ich auch: immerzu. Wenigstens keine Memoiren, keine Weisheit um jeden Preis.

Das Buch begann dann noch ganz anders: etwa wie die geglückte Imitation eines Flaubert-Romans. Der Stil klirrt vor schöner Anstrengung. Mit ein paar Federhieben soll in mich eingraviert werden das Quellgebiet mehrerer Familien. (Was ist Sartre von Albert Schweitzer, wenn Sartres Mutter dessen Cousine ist?) Als Sartre die Zuliefererfamilien porträtierte, hatte er nur einen Gedanken: bloß keine Memoiren!

Mit Hilfe von Ironie entzieht er sich jeder Versuchung zur Liebäugelei mit den unschuldigen Ahnen. Sobald der bis zehnjährige Jean-Paul ("Poulou") auftritt, reduziert sich das Ensemble auf ihn und seinen Großvater (Charles oder auch Karl Schweitzer). Mutter und Großmutter spielen Nebenrollen. Der Vater ist sowieso schon tot.

Dann beginnt ein großer Essay. Ich kann darin keine Spur von Verurteilung Abrechnung finden. Der Schrift-r beschreibt sich gut realistisch als ein Kind - ein verwöhntes Kind, ein "Himmelsgeschenk", ein Großelternkind, ein früher Poseur, Auftrittsvirtuose, Klugscheißer, Weisheitenschwätzer. So will man doch Kinder. Die eigenen. Man benennt sie bloß anders. Und wenn sie das Zeug dazu haben, erfüllen sie die Erwartung ihrer Eltern oder Großeltern. Sartre hatte das Zeug dazu. Und was ihm zur Ausstattung noch fehlte, holte er sich aus den Büchern.

Von Anfang an hatte er Bücher um sich herum. Deshalb nennt Sartre den kleinen Poulou ein "Kulturgut", einen "Platoniker". Er hatte die Namen vor den Sachen. Die Ideen waren ihm realer als die Realitäten. Die Ideen Corneilles und der Helden seiner Abenteuerromane. Daß ihn einmal auf den Luxembourg-Terrassen andere Kinder (die ihn ja nicht kannten) nicht mitspielen ließen, "verurteilt" ihn. Er fängt an zu schreiben, siebenjährig. Dazu hatte er eine Neigung. Wir, die Zuschauer, können sagen, eine ursprüngliche. Uns int nichts so sicher wie die Tatsache,

daß Sartre durch und durch ein Schriftsteller ist. Für ihn selber ist, selbstverständlich, nichts so unsicher. Und ich glaube, diese Unsicherheit, die Frage, ob er ein Schriftsteller ist und wozu und auf welche Weise, diese Frage hat diesen Essay hervorgebracht.

Zuerst schrieb das Kind, weil die Erwachsenen ihm zuschauten. Dann verselbständigt sich das Schreiben. Nie-mand liest das Geschriebene. Vorher war alles noch Posieren. Hätte jemand das Geschriebene gelesen, hätten alle Poulou wieder "bezaubernd" gefunden. "Dank meiner Heimlichkeit wurde ich wahr." Natürlich hätte er auch lieber gespielt, wäre er viel lieber wie der Held des Abenteuerromans den Unschuldigen in der Not erschienen. Wer aber einsieht, daß er weder ein "Kurier



Jean-Paul Sartre: "Die Wörter" Rowohlt Verlag Reinbek bei Hambura 208 Seiten 14 Mark

des Zaren" werden kann noch ein unersetzlicher Linksaußen, der zieht sich zurück zu den "Hampelmännern", den großen Schriftstellern, vor denen er keine Angst haben muß. Er sieht ein, er gehört einer "untergeordneten Gattung" an. Ein Aristokrat ließ Voltaire verprügeln. Ihn wird vielleicht einmal einer der Kämpen aus dem Luxembourg-Garten verprügeln. Der "unmögliche Heroismus" wird Gegenstand seiner Leidenschaft und zugleich der Grund seiner "inneren Misere".

So also wird einer zum Schriftsteller. Ein Zehnjähriger. Aber er fühlt sich so nutzlos wie zuvor. Keiner scheint ihn zu brauchen. Und Genie hat er auch nicht, sagt der Großvater. Also muß er sich die Berufung selber erdenken. Aber sind Schriftsteller überhaupt notwendig? Das sind die gemeinsten Fragen für den Schriftsteller.

artre beschreibt die Versatzstücke, D mit denen er sich umstellte, um sein Gefühl der Überflüssigkeit wenigstens manchmal weniger deutlich zu empfinden. Die Standardszene liefert Dickens' Empfang in New York. Hat man Dickens so stürmisch in New York erwartet, so wird man auch ihn erwarten. Aber hat er sich den Auftrag, Schriftsteller zu werden, nicht selber erteilt? Gibt es denn wenigstens irgendeinen objektiven Anlaß? Ja, früher, als es noch Tyrannen gab! Rousseau, Voltaire, da gab es noch

zu tun für Schriftsteller. Selbst Zola lebte noch in schön dunkler Zeit. Aber "was soll ein Republikaner tun, wenn er das Glück hat, in einer Republik zu leben?" Am ehesten noch etwas Metaphysisches. Das Kunstwerk als metaphysisches Ereignis! Und Leiden gibt es doch auch noch. Wenn schon nicht der Schriftsteller-Ritter, dann wenigstens der Schriftsteller als Märtyrer, als Opfer für die im Seichten strandende Menschheit!

Und schon wird es ein Vorteil, kein Genie zu sein. Angst, Prüfungen, Ver-suchungen, das spielte ja alles keine Rolle, wäre er genial begabt. Fehlt aber die Begabung, so war für ein Martyrium mehr als gesorgt. Und er kann sich zudem noch vorstellen, daß man ihn verkennen, daß sein Ruhm erst mit seinem Tode einsetzen wird. Also wird er sein ganzes Leben so einrichten, daß er nach seinem Leben zu leben beginnen - in den unsterblichen Büchern.

S o beschreibt der Sechzigjährige den Zehnjährigen. Eine kurze Zeit lang glaubt man wirklich, die wunderbar intelligente Schilderung einer noch wunderbarer intelligenten Kindheit vor sich zu haben. (Hans Mayer ist offenbar beim Übersetzen in einen kühn machenden Originalrausch verfallen; er hat sich sicher, falls ihm das liegt, öfters auf die Schenkel geschlagen, Die Übersetzung liest sich nämlich, als habe Sartre Hans Mayer übersetzt.) Dann beginnt man sich aber zu wundern, daß Sartre über den Zehnjährigen offenbar nicht hinauskommt. Der Essay rotiert. Der Autor hat also nichts Autobiographisches im Sinn. Das läuft mit, wirft funkelnde-Szenen ab, liefert das Beweismaterial. Im Sinn hat er den Beweis der Unbeweisbarkeit des Schriftstellers.

Zwar vermutet Hans Mayer im Nachwort, daß Sartre uns weitere Stadien seiner Entwicklung als Schriftsteller erzählen wird. Was den Stoff angeht, mag das stimmen. Aber Sartre wird, so hoffe ich wenigstens, wieder einen Essay schreiben, so wie er auch diese Erinnerungen nicht um der Stoffvermittlung schrieb, sondern um uns mitzuteilen, wie ein Schriftsteller entsteht und was ein Schriftsteller sein Leben lang nicht loswird: die Erinnerung daran, wie wenig auffindbaren soliden Grund er hatte, Schriftsteller zu werden.

Und dafür taugt der Zehnjährige als Demonstrationsobjekt wie nichts sonst. Sartre versetzt sich nicht in diesen Zehnjährigen hinein; auch die schönsten Episoden dürfen sich nie verselbständigen; der Interpretationsgriff ist immer spürbar. Natürlich reimen sich diese schönen Sätze nicht immer aufeinander. Es soll ja kein Todesurteil und kein Heiligenschein ergattert werden, son-dern eine Schriftstellerexistenz soll beschrieben werden. Und das in einem fundamentalen Bereich, der durch keine



Für diese Cigarre sprechen gute Gründe:

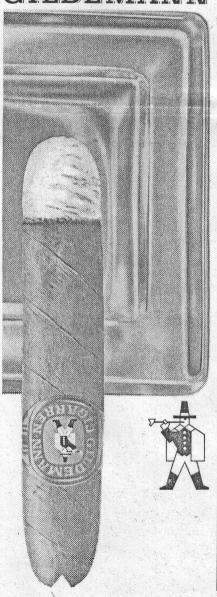
* Sie ist leicht

* Sie ist mild

* Man muß nicht inhalieren,
um das volle Aroma
zu genießen

* Stets gleiche Qualität
mit feinem,
weißen Brand.

GILDEMANN



spätere Wandlung mehr verlassen werden kann. "Alle Charakterzüge des Kindes, wenngleich verbraucht, verblaßt, verlacht, verdrängt, verschwiegen, sind auch noch bei dem Fünfzigjährigen zu finden."

Ich war froh, als ich gegen Ende des Buches zu diesem Satz kam. Sartre hätte ihn ja auch einfach vergessen können. Nicht vergessen konnte er die konkrete Serie der Inbegriffe, die den Zehnjährigen zum Schriftsteller (oder jeden Schriftsteller zum Zehnjährigen) machen: das Posieren und das Durchschauen des Posierens; den zitternden Anspruch auf ein Denkmal; das feste Empfinden der eigenen Talentlosigkeit und den heftig flatternden Glauben an die Berufung; das Gefühl der vollkommenen Überflüssigkeit und die Vision der Dankbarkeitstränen einer noch ungeborenen Generation; das Kokettieren mit dem Heiligen Geist und die knirschende Geste des Atheismus; die Leere eines völlig disponiblen Daseins und den schroffen Sprung ins Engagement; die Virtuosität für jedes Betrugs-manöver und die fast angeborene Fähigkeit, der Wahrheit die Ehre geben zu müssen; die Bereitschaft, auf alles zu verzichten, und die Hoffnung, dafür mehr als alles zu ergattern...

an darf vermuten, daß uns. selbst M an dari verhituten, das disconsister überinterpretiert vorkommen müßte, wenn wir die Reihe reifer Berufszwiste als pure Benennungen des Zehnjährigen gelten lassen sollten. Es ist der Sechzigjährige, der uns den Zehnjährigen als einen konkreten Schriftsteller porträtiert. So wie er war. Fin für allemal. Daß Sartre dieses heute geschriebene Berufsporträt des Zehnjährigen ernst nimmt, sieht man aus eine: kleinen Korrektur, die er an diesem Porträt vornimmt: Als Zehnjähriger hat er sich vorgestellt, mit seinem Tod würde sein Ruhm einsetzen; da es ihm, wie er inzwischen einsehen mußte, nicht mehr gelingen kann, als Unbekannter zu sterben, "schmeichelt" er sich, "als ein Verkannter zu leben". So erfüllt der Sechzigjährige das Leidensprogramm des Zehnjährigen und realisiert unter allen Umständen das modellgetreue Schriftstellerverhalten.

"Man kann eine Neurose ablegen, vermag aber nicht, von sich selbst zu genesen." Den Satz hat er auch nicht vergessen. Und den nicht: "Jeder Mensch hat einen ursprünglichen Standort.. darüber bestimmt die Kindheit." Womit der Kronzeuge endlich etwas über Engagement ausgesagt hat. Das kann auch ein Segen dieses Buches sein: Wie leicht hatte es bei uns jeder städtische Literaturhauptmann, im Namen Sartres Engagement zu verlangen! So wie man in gewissen Lokalen Krawatten verlangt. Jetzt können es unsere Hauptleute nachlesen, wie Engagement weiter innen, beim Kronzeugen selber, aussieht. Man kann sich diesen französischen Modeschmuck nicht kaufen. Auch nicht mit gutem Willen. Bei uns hat man diese Fragestellung so herabgewirt-schaftet, daß darin die Form-Inhalts-Delirien der Großväter weiterwuseln.

Möglich, Sartre beschreibt uns im nächsten Band die Entdeckung seines Engagements. Zweifellos ist das Engagement eine Entdeckung des eigenen Schicksals, die am Zehnjährigen noch nicht demonstriert werden konnte. Aber der, der sein Engagement entdeckt, ist schon fertig und schon engagiert. Es wird der Sartre sein, der als Zehnjähriger glauben mußte, er habe sich

seine Berufung erdacht, und der ir der Folge immer neue Berufungen dieser Art erdenken mußte.

Eine Einschränkung noch: Diese Beschreibung eines Schriftstellers gilt vielleicht bloß für den besonders europäischen Typ, dessen Bewußtsein von Religion geplagt und vom heiligen Kierkegaard getröstet wird. Der originelle Globetrotter, der vibrierende Instinktartist und der grandiose Bastler werden den Schreiber von der eher traurigen Gestalt vielleicht nicht als Berufspatron annehmen. Je verzagter einer aber sein kann, desto glaubhafter wird ihm dieser Essay sein.

Das ist das Schönste an Sartres "Wörtern", sie sind so glaubwürdig. Das wird



Schriftsteller Sartre Bericht über Poulou

daran liegen, daß er so gewieft ist und es weiß und doch keine Sicherheit gewinnt für den nächsten Satz. Ich glaube ihm sogar seine Bescheidenheit. glaube ihm darüber hinaus noch, daß er sich nicht mag ("Ich wälzte die Last, mich zu lieben, auf meine Nachfahren ab"), und die tollste Glaubensleistung, die er mir ermöglicht: Ich glaube ihm, daß er, wie er behauptet, gegen "Elitedenken" gefeit war. Das beflissene Schwanken zwischen "Irrsinn und Aufstieg" (Kafka) ist - in der Kierkegaard-Linie des Berufes sowieso berufsnotorisch. Und wie schön kriegt er auch noch die letzte Kurve selber, läßt sich nicht ertappen auf einer doch noch heroischen Position: Er ist am Ende Philoktet, "großartig und stinkend", hat alles bedingungslos hergegeben und erwartet - "insgeheim seinen Lohn".

Bleibt nur noch die Frage: Wieso jault ausgerechnet der Schriftsteller vor Überflüssigkeit? Trotz Vollbeschäftigung könnte das doch jeder andere auch. Dem Textilingenieur wird sicher nur höchst selten beteuert, zu seiner Arbeit sei ganz unverwechselbar nur er berufen. Macht ihm das was aus? Ich hoffe fest, daß wir seine Skrupel nur deshalb nicht kennen, weil er sie nicht aufschreibt. Ich hoffe, daß der Textilingenieur auch seine Probleme hat. Sonst, großer Meister, wäre unsere süße Krätze samt den zwei schönen linken Händen noch komischer, als Sie sie in Ihren "Wörtern" schilderten.

JEAN-PAUL SARTRE

60 Jahre alt

Sachlich und ein wenig skeptisch der wirkt das Gesicht des Denkers und spiel Dichters Jean-Paul Sartre, der am haft 21. Juni 60 Jahre alt wird. Fragend der blickt er durch seine Brille, wobei sein gen rechtes Auge etwas schielt. Der Ausdruck des Abwartens liegt in seinen

Zügen. Im Gespräch entfaltet der zurückhaltende Mann, dessen gescheiteltes Haar sich zu lichten beginnt und graue Strähnen zeigt, nach und nach die Gabe, mit Gedanken zu jonglieren. Dabei äußert sich die französische Mentalität, die eine große Rolle bei ihm spielt: Sein Philosophieren hat — trotz weltschmerzlicher Bitterhat — troiz weitschnietzierer briter-keit — nicht den quälenden Ernst deutschen Grübelns, Ihm ist ein spie-lerischer Zug gallischer Leichtigkeit beigemischt, der das seltsame Treiben seiner Anhänger in Existentialisten-

seiner Anhänger in Existentialisten-kellern begreiflich macht.
Das soll nicht heißen, daß sein Phi-losophieren oberflächlich sei. Sartre meint es nicht weniger ernst damit als deutsche Denker, Er geht auch nicht weniger gründlich vor als wir, die wir die Gründlichkeit ebenso als Natio-naltugend wie als Erbübel gepachtet zu haben scheinen Aber er hat eine zu haben scheinen. Aber er hat eine andere Art, ernst und gründlich zu sein, als sie uns gegeben ist.

sein, als sie uns gegeben ist.

Es wäre übertrieben, wenn man sagte, Sartre flirtete, kokettierte mit dem Nichts. Aber ein Funken Wahres steckt darin. Er steht mit dem Nichts auf du und du. Dabei fußt sein Rationalismus weitgehend auf deutscher Philosophie. Gründlich setzte er sich mit ihr auseinander, als er, der 1905 in Paris als Sohn eines Marineoffiziers und Großneffe Albert Schweitziers und Großneffe Albert Schweitziers und Großneffe Albert Schweit-zers zur Welt gekommen war und später das traditionsreiche "Lyceum Henri VI." besucht hatte, als Stipen-diat in Berlin studierte. Besonders eingehend befaßte er sich mit den Ge-

danken Heideggers.
Einige Jahre wirkte Sartre in Laon, Einige Jahre wirkte Sartre in Laon, Le Havre und Neuilly als Gymnasial-lehrer, Als Literat trat er zuerst mit einer philosophischen Abhandlung hervor, der er die tagebuchartige Schrift "Der Ekel" folgen ließ. In ihr bekannte er sich zu der Ansicht, im Menschenleben sei nichts anderes als der "tierische Eigensinn der Existenz" maßgebend. Das führte ihn zum Ekel vor der Welt. Andererseits begann er eine Chance für den — bei ihm im wahrsten Sinne des Wortes — gottverlassenen Menschen zu sehen. Er verlassenen Menschen zu sehen. Er

der Widerstandsbewegung bei — spielte hinein. Es führte zu der schreckhaften Erkenntnis: "Freiheit — das ist der Terror." Solche Gedanken schlugen sich in seinem Drama "Die schmutzigen Hände" nieder. Darin ging es um die Ansicht, daß jede bis ins Letzte hinein konsequente politische Betätigung, gierdwiel welcher Art den Menschen beschmutze Sartre Art, den Menschen beschmutze. Sartre rückte inzwischen deutlich davon ab, kommunistischen Ansichten zuliebe, obgleich er sich gelegentlich auch vom

Sowjetkurs distanzierte In den "Fliegen" veranschaulichte Sartre den Gedanken, daß sich der Mensch durch eigenmächtiges Handeln von Gott lösen könne. Er demonstrier-te das an Jupiter in Gestalt eines Handelsherrn, der nur durch das Ver-breiten von Angst, Reue und Gewis-sensbissen — Fliegen — zu herrschen verstehe.

Das Fundament für solche Thesen bot Sartre in seinem philosophischen Hauptwerk "Das Sein und das Nichts". Er verteidigte sie in seinem gedruck-ten Vortrag "Der Existentialismus ist ein Humanismus". Dabei befaßte er sich im wesentlichen mit der Beziehung des Einzelmenschen zum Du. Er behauptete, diese Beziehung sei nur in einer kollektivistischen Gesellin einer Konektivistaden Geseilschaftsform möglich. Daher wandte er sich gegen das achtlose Aneinander-Vorbeigehen in unserer westlichen Gesellschaft, "deren wirtschaftliche und politische Struktur schon an sich

die Beziehung zum Du verhindert".
Uber solchen philosophischen und gesellschaftlichen Gedanken vergißt Sartre jedoch nicht, daß er Künstler ist. Ein starker Schuß gesunden Theaterblutes fließt durch seine Adern und



Köinigin Elizabeth II. von England und Prinz Philip im Ordensornat auf den don, wo beide der alljährlichen Garter-Zeremonie

moderner Kunst entspricht.

Der geschickte, bis an den Rand des Möglichen gehende Theater- und Filmmann Sartre sprach zum Beispiel aus seiner "Ehrbaren Dirne". Er bekannte sich zum Theater um des Theaters willen, als er den "Kean" des älteren Dumäs für die Kulissenwelt neu belebte, wobei er den mit Sein und Schein spielenden Satz sprechen ließ: "Ich existiere in Wirklichkeit nicht, ich stelle mich nur so." In "Nekrassow", einer Satire auf den Journalismus und die Kommunistenangst des Westens, näherte er sich kommt auch dem Film zugute, Dabei Journalismus und die Kommunistenscheint es Sartre oft zu reizen, sein angst des Westens, näherte er sich kommen, daß man unter ExistentialisPublikum vor den Kopf zu stoßen, dem politischen Kabarett. Und in der mus "sich ausleben" versteht,"

rihm einen Schock zu versetzen, wie es teinem vielfach zutage tretenden Zug in Hamburg-Altona spielt, kontramoderner Kunst entspricht.

Der geschickte, bis an den Rand

Mit sich selbst, besonders mit sei-Mit sich seibst, besonders mit sei-ner Kindheit, und dem Bruch mit ihr, setzte sich Sartre in der Schrift "Die Wörter" auseinander, Im Herbst vori-gen Jahres lehnte er den Nobelpreis für Literatur ab, der ihm zugedacht

Vielfach wird Sartre verkannt, nicht zuletzt von seinen Anhängern, die sich "existentialistisch" gebärden. Er

Was tun sie nach den Dreharbeiten?

Als Ausgleich gegen berufliche Einseitigkeit empfehlen Ärzte ein Stekbenpferd oder wie es heute meist genannt wird — ein Hobby. Wer sich bei einer Lieblingsbeschäftigung entspannt, lebt länger. Dieser Therapie haben sich auch viele Filmschauspiehaben sich auch viele Filmschauspieler verschrieben. Fast alle bekannten Größen der internationalen Kinoleinwand pflegen ihr Hobby. wand pflegen ihr Hobby.

Das beginnt bei ganz harmlosen

verlassenen Menschen zu sehen. Er Das beginnt bei ganz harmlosen schrieb ihm die Fähigkeit zu, sich Dingen, wie Gärtnerei und Angelei. Vollständig frei zu entschelden, unabhängig von Gott, ins Nichts hinein, Dies machte ihn zum Begründer des Söhnker Ausgleich zur Bühnen- und sogenannten "atheistischen Existen- Ateliertätigkeit, während Peter Alextialismus". Dabei ging es nicht ohne heftige Kämpfe im Inneren Sartres te Jünger Petris sind. Mit der Kamera ab. Sein Kriegserleben — er war ein auf Jagd gehen Yul Brynner — die halbes Jahr gefangen und trat dann großen amerikanischen Illustrierten

Nicht nur Heidi Brühl, sondern auch Gina Lollobrigida entwerfen vie-le ihrer Kleider selbst, die sie privat und in ihren Filmen tragen. Lollo besitzt angeblich einige hundert Roben "nach eigenen Skizzen", angefertigt von Emilio Schubert, der ihr "echtes Talent zur Haute Couture" bestätigt.

"Für mich ist die beste Entspan-nung die Konzentration auf ganz andere Dinge, als ich sie bei meiner Arbeit bedenken muß", erklärt Herbert von Karajan, ein begeisterter Flieger.

wundert. Auch Star-Tenor Mario del Monaco arbeitet zur Abwechslung gern einmal auf seinem Bauernhof in Lancenigo.

Die Vorliebe vieler Schauspieler Die Vorliebe vieler Schauspieler für die Kochkunst läßt sich vielleicht damit erklären, daß Künstler jede Gelegenheit wahrnehmen, guten Geschmack und raffinierte Phantasie zu beweisen. Eine hervorragende Köchin. ist Marlene Dietrich. Kollegen versi-chern: "Ihr Rahmgulasch kocht ihr so schnell keine nach!" Marlene seibst äußerte einmal dazu: "Ich koche seit meiner Jugend sehr gern und lege dabei Wert auf die Feststellung, da mich nicht nur chinesische Extravagan-

Ist Ensemblethe